

(Nachdruck verboten.)

Herrn Bickendrath's Pensionäre.

25] Roman von O. Eugen Thossan.

Um dieselbe Zeit sagte drüben im Kontordiasaale Manni zu Dr. Oberländer, der sie schon wieder aufgefordert hatte: „Eigentlich sind wir beide sogar Kollegen.“

„Ach! Wieso denn?“

„Na, wir haben doch auch so eine Art Erziehungsanstalt, unsere Pension.“

„Ach so!“ sagte der Gymnasiallehrer mit einem Tropfen Spott in seiner Höflichkeit.

„Oh, Sie sollten einmal sehen, wie ich da mit erziehe!“ rief Manni strahlend.

Und Dr. Oberländer strahlte auch.

„Wirklich ein patentés Mädel!“ dachte er.

XVII.

Diesmal war's Ernst. Frihe blieb am anderen Morgen daheim und packte seinen großen schwarzen Holzkoffer. Als das geschehen war, verließ er das Haus.

„Jetzt geht er, sich eine neue Wohnung suchen“, sagte Mutter Bickendrath, die ihm von der Gardine gedeckt nachsah. Ihr war es nun doch nicht so ganz recht. Aber zu ändern war es nicht mehr.

Die Wohnungssuche schien übrigens keine große Mühe gekostet zu haben. Nach Verlauf einer knappen Stunde war Frihe wieder da. Er ging auf sein Zimmer, und bis zum Mittag hörte man nichts mehr von ihm.

Als zum Essen getlingelt wurde, versammelte sich Alles in der Wohnstube mit ungewohntem Eifer. Man war auf das letzte Zusammensein mit dem Ausgestoßenen gespannt. Er kam aber nicht. Herr Bickendrath schickte Gustel noch einmal hinaus; der kehrte aber alsbald mit der Bestellung zurück, sie möchten's sich nur so gut schmecken lassen, wie es ihnen möglich wäre.

„Was macht er denn?“ fragte Herr Bickendrath von Neugierde geplagt.

„Er sitzt auf seinem Koffer und bammelt mit den Beinen.“

„Na denn! Also los! Mahlzeit!“

Das Fleisch wurde gerade aufgetragen, da rückte ein Dienstmann mit einem Handwagen an. Er wollte den Koffer holen. Alles machte lange Hälse nach dem Fenster, als der Mann das schwarze Klothier auflud. Er fuhr aber ab, ohne daß Frihe zum Vorschein kam.

Das Essen war beendet, Emil aber drückte sich noch immer im Wohnzimmer umher. Er getraute sich nicht hinaufzugehen.

„Er wartet bloß, um mich noch einmal zu verhauen,“ meinte er.

Daran dachte Frihe indeß nicht im Entferntesten. Er marschierte, den Hut auf dem Kopfe, pfeifend in der Stube umher und bemühte sich, seiner Ungewißheit Herr zu werden, ob er einen offiziellen Abschied nehmen solle oder nicht. Zuletzt, als er zu keinem Entschluß kommen konnte, stieg er hinauf zum Kantor.

Der wußte schon wieder Alles, auch die Geschichte mit dem Dreimarkstück.

„So ein mülisches Feuerwerk ist mir noch nicht vorgekommen,“ aalte er sich, „hätt' ich einfach nicht für möglich gehalten.“

Frihe legte ihm seine Zweifel vor. „Ja... das ist eine besondere Sache. Ich würde es mir nicht entgehen lassen.“

Frihe fühlte das Bedürfnis, seine Bedenklichkeit zu erklären.

„Am den Alten ist es mir ja nicht. Mit dem würde ich schon fertig werden. Aber...“

Er zog das a so lang, daß eine ganze Welt von Bedenken darin Platz fand, und verstummte dann.

Der Kantor nickte.

Ich weiß schon. Es ist Ihnen um das Mädel... Neben Sie doch nicht! Ich verstehe Sie ausgezeichnet. Sehen Sie, das ist ein Ding, das Sie selbst wahrscheinlich erst viel später kapiren werden. Bis jetzt wundern Sie sich bloß, daß

das Mädel so ist. Ich wundere mich gar nicht darüber. Ich nehme es dem Kind nicht einmal krumm. Die Sache ist die: Sie haben Ihren Kopf für sich, einen famoson Kopf, bid, hart, kantig. Ausgezeichnet für einen jungen Mann. Es ist mein Ernst, keine Fronie. Also, Sie haben Ihren Kopf für sich. Das können die Frauensleute schon an und für sich schlecht vertragen. Ein Kopf soll sein wie der andere. Dann kostet es keine Mühe, damit fertig zu werden. Nun kommt aber bei Ihnen noch etwas dazu... Sie dürfen mir's aber nicht übel nehmen... oder meinetwegen, nehmen Sie's auch übel! Sie sind jetzt noch nicht ganz zwanzig Jahre. Da ist Ihr Kopf noch nicht fertig. Hab' ich recht? Na, also! Wer sich nun nicht drauf versteht, für den ist so ein unfertiger Dickhädel ein unsympathisches Möbel. Verstanden? Unbequem wird er sehr oft, das steht fest. Aber die Bequemlichkeit ist auch nur für Philister der Freuden höchste. Und wenn so ein Kopf fertig ist, dann sitzt er oft auf einem großen Mann.“

Frihe hatte das Letzte gar nicht mehr gehört. Er war an seinem unfertigen Dickhädel hängen geblieben. Mit komischer Verzweiflung rief er: „Aber du lieber Himmel, ich kann doch nichts dafür, daß ich so bin, so jung noch und so...“

Der Kantor lächelte in sich hinein.

„Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen? Wie der Rentier Ahlenbeck aus der Koffstraße. Dessen Rede ist immer: „Ich möchte bloß wissen, weshalb die Leute mir mein bisschen Reichthum so verdanken. Ich bin doch nicht schuld daran. Ich hab' ihn mir doch nicht verdient.“... Sie guter dummer Junge! Also nun gehen Sie hinunter und sagen: „Meine verehrten Herrschaften, ich danke Ihnen für alles Gute, das Sie an mir gethan haben — mit dem Dank brauchen Sie sich nicht zu überanstrengen — und ich wünsche Ihnen meinerseits ebensoviele Wohlthaten auf Ihrem ferneren Lebenswege. Schrumm!“

Und Frihe that so.

XVIII.

Niemand war entsetzter über den plötzlichen und unter so skandalösen Umständen erfolgten Auszug Frihens als Karl Bickendrath. Nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, machte er seiner Familie eine fürchterliche Szene. Was er sagte, klang ungefähr so, als ob er entschlossen sei, von nun an jeden Verkehr mit denjenigen abzubrechen, die seinen Freund aus dem Hause gedrängt hatten. Als aber der Rinderbraten auf dem Tische stand, setzte er sich ohne Bögem und aß sich vorläufig einmal gründlich satt. Diese Thätigkeit beruhigte ihn wieder soweit, daß sein Gesicht, als er fertig war, die alte frischroth erstrahlende Glätte zeigte. Er merkte das selbst und legte es mit einiger Mühe wieder in finstere Falten, um zu fragen:

„Habt Ihr denn wenigstens eine Ahnung, wohin er gezogen ist?“

Niemand wußte es.

„Werd' ich ihn mir aussuchen!“

Das that er auch nach beendigter Mahlzeit. Er ging zu dem Schlossermeister, bei dem Frihe arbeitete, wachte den braven Mann aus seinem sonnigen Mittagschlaf und erfuhr von ihm, daß Frihe, der Wollongdär, in der Wallstraße 16 bei dem Fleischer Kanzig ein Unterkommen gefunden habe.

„Er hat, glaub' ich, schon früher einmal da gewohnt,“ setzte der Schlosser gähnend hinzu.

Also in seiner alten Höhle hatte er sich wieder eingemistet.

Karl machte sich sofort dorthin auf den Weg. Die Wallstraße war eine alte, enge, etwas düstere Gasse, mit einem Pflaster, das aus ausrangirten Kegelkugeln hergestellt zu sein schien. Einer, der hier nicht aufgewachsen war, mußte schon über einige turnerische Fähigkeiten verfügen, um sich ohne Unfall fortbewegen zu können. Karl ließ sich das nicht ansechten und volltugte glücklich bis zur Nummer 16.

Ein Fleischergehilfe lehnte in der Hausthüre und bedeutete ihm auf Befragen, daß der Gesuchte drei Treppen hoch zu finden sei. Die Treppen waren absolut dunkel. Aber ihr gleichmäßig gewundener Bau führte auch den Fremdling nach dem ersten tastenden Hineinsfinden sicher in die höheren Regionen, wo ein Oberlicht erleuchtete Verhältnisse schuf.

Drei Treppen war ein Euphemismus. Unter dem Dach war's. Drei Thüren neben einander, deren Rahmen sämtlich nach der einen Seite hin etwas schief gedrückt waren. Die mittlere trug einen Viertelbogen Konzeptpapier mit Frigens vollständigem Namen und Stand.

„Weißt Du“, war das erste, was Karl nach der Begrüßung mit liebenswürdiger Offenheit zu sagen wußte, „schauderhaft primitiv wohnst Du eigentlich hier.“

„Ja“, entgegnete Frige und umfaßte mit einem liebevollen Blick die ganze ärmliche Ausstattung des Zimmers, „das ist mir auch eine wahre Wohlthat. Bei Euch habe ich gelebt wie ein sogenannter anständiger Mensch und es ist mir nicht wohl dabei gewesen. Jetzt bin ich wieder daheim bei den Wilden. Ich glaube, da gehöre ich auch hin.“

Karl erhoffte von seinen kaufmännischen Talenten für die Zukunft einen gewaltigen Aufschwung seiner wirtschaftlichen Zustände und schwelgte in dem Gedanken, sich dann einmal eine riesig elegante Wohnung leisten zu können. Seines Freundes Diogenesstandpunkt erschien ihm deshalb zum mindesten etwas seltsam.

„Mich könnte das nicht befriedigen“, sagte er vorsichtig.

„Ich sage auch nicht, daß mich das immer befriedigen wird. Später, wenn ich einmal etwas geworden bin . . . wer weiß, wie es dann damit sein mag. Aber so lange man nichts ist und nichts hat . . . es paßt so besser. Bei Euch müßte ich für das fürstliche Neuhäuser immer ein paar Untertänigkeiten in Zahlung geben. Hier bin ich der Herr. Willst Du Kaffee haben?“

Und Frige streckte ein Bein aus dem eisernen Feldbett, auf das er sich wieder niedergelegt hatte, und stampfte damit zweimal kräftig auf den Fußboden.

(Fortsetzung folgt.)

Der milde Winter.

Der diesjährige Winter hat seinen Ruf als harter, rauher Mann bisher in keiner Weise gerechtfertigt. Schon im November sind wir an Schnee und Eis gewöhnt, und die fröhliche Weihnachtszeit entfaltet ihren Reiz voll, wenn draußen die Schneeflocken wirbeln oder bei Sonnenschein sich die Jugend auf der glatten Eisfläche tummelt. So bitter die Kälte auch gerade für die Aermern zu ertragen ist, so gewichtig auch die Kosten für die Feuerung im Haushalt in die Waage fallen, so fehlt beim Ausbleiben von Schnee und Eis doch ein Stück Poesie, das der winterlichen Jahreszeit einen eigenthümlichen Reiz verleiht und uns den lachenden heiteren Frühling nicht allzu schmerzlich entbehren läßt. Von all' dem ist diesmal gar keine Rede; viel Regen bei eintönig grauem Himmel und warme milde Luft, das ist das Zeichen, unter welchem der nordische Kältegott diesmal seinen Einzug gehalten und unter dem er sein sonst so strenges Regiment aufgeschlagen hat. Wir können zwar noch nicht wissen, ob er sich nicht noch auf seine alten Gewohnheiten besinnen und anhaltende Kälte aus Norden verschreiben wird; vielleicht will er dann noch im März dem kommenden Lenz die Herrschaft streitig machen. Aber das wird ihm nichts helfen; die höher steigende Sonne wird ihn in sein nordisches Reich zurücktreiben, und was er im November und Dezember veräumt hat, wird er im März und April nicht mehr nachholen können.

Wenn wir aber die Witterung unabhängig von den Lauten erdichteter Gottheiten betrachten, so müssen wir nach natürlichen Ursachen ihrer auffallenden Verschiedenheiten in den einzelnen Jahren forschen. Der Wechsel der Jahreszeiten, der in seinem allgemeinen Charakter alljährlich sich wiederholt, ist bekanntlich durch den Umlauf der Sonne am Himmel verursacht; es giebt nichts, das so unvariebar und so unveränderlich wäre, als diese Bewegung der majestätischen Himmelkönigin. In ewig gleicher Weise schwingt sie den Erdball um sich herum, und in ewig gleicher Weise erscheint uns diese Bahn der Erde als Weg der Sonne am Himmel. Sie sinkt dort tiefer und tiefer herab, wobei sie den nördlichsten Gegenden tages- und monatelang völlig entzweihet; dann aber erhebt sie sich wieder und bringt bei ihrem Höhersteigen von Neuem die Wärme, die das Leben hervorbringt und gedeihen läßt. Da dieser Wechsel im Laufe und Stande der Sonne sich mit so absoluter Regelmäßigkeit vollzieht, daß die Astronomen auf Jahrhunderte und Jahrhunderte voraus jede Konstellation der Sonne zu anderen Gestirnen und der Erde genau zu bestimmen vermögen, so sollte man meinen, daß auch das Wetter, das ja von der Sonne in erster Linie beherrscht wird, mit großer Regelmäßigkeit sich wiederholen und mit großer Leichtigkeit vorherbestimmt werden müßte. Statt dessen sehen wir einen ganz unregelmäßigen Wechsel, in welchem bestimmte Gesetze zu erkennen die Gelehrten sich seit Jahrhunderten vergeblich bemühen. Ja, nicht einmal der allgemeine Charakter der periodisch wiederkehrenden Jahreszeiten ist sich gleich und in allen Jahren derselbe; bald haben wir einen außerordentlich heißen und trockenen Sommer, auf den ein harter und sehr kalter Winter folgt; doch sehen wir auch einen verhältnißmäßig

milden Winter auf einen heißen Sommer folgen. Auf den milden Winter wiederum folgt zuweilen ein heißer, zuweilen aber auch ein überaus nasser und kühlter Sommer; die Verschiedenheit derselben Jahreszeit in zwei auf einander folgenden Jahren ist oft so stark und auffallend, daß man an einer regelmäßig wirkenden Ursache des Wetters beinahe zweifeln möchte. Aber doch ist die Sonne die große Herrscherin, die durch ihren erwärmenden Einfluß das Wetter in seinen großen Zügen und selbst in seinen Abweichungen bestimmt. Wenn in unseren Gegenden auch keine einfache Regel zu erkennen ist, so ist dies doch nicht überall der Fall; es giebt vielmehr weite Gebiete auf der Erde, auf denen mit größter Regelmäßigkeit jahrein, jahraus dasselbe Wetter bei demselben Stande der Sonne, also zur selben Jahreszeit wiederkehrt. Wenn das in Mitteleuropa nicht der Fall ist, so muß es eben seine besonderen Gründe haben.

In erster Linie für das Wetter maßgebend sind die Winde, durch die brennende Sonne wird die Luft am Aequator stark erwärmt; sie dehnt sich daher mächtig aus und steigt in die Höhe. Dort fließt sie nach den Seiten, also in der Richtung auf die Pole zu ab, während in dem freien Raum die von den Polen kommende kalte Luft einströmt. So haben wir also stets an der Erdoberfläche den von den Polen kommenden kalten Wind, während in den höchsten Luftregionen der vom Aequator kommende heiße Wind herrscht. In unseren Gegenden mischen sich beide; bald gewinnt der Aequatorialstrom die Herrschaft, bald der Polarstrom, und der andauernde Kampf dieser beiden großen Luftströmungen macht in unseren Breiten das Wetter so veränderlich.

Hierin liegt jedoch in keiner Weise eine Erklärung für die Verschiedenheit der Witterung zur selben Jahreszeit, für die Frage z. B., warum wir bald kalte, bald warme Winter haben, also für die Frage des häufigen Wechsels unseres gesammten Klimas. Wenn im Sommer die Sonne heiß auf das Land herniederbrennt, so erhitzt sich dies ungemein schnell und stark; im Winter aber strahlt es ebenso schnell seine Wärme wieder aus. Heiße Sommer und kalte Winter sind daher charakteristisch für große Landgebiete; deshalb heißt ein solches Klima ein kontinentales. Von ihm unterscheidet sich das Seeklima durchaus durch eine größere Gleichmäßigkeit; das Wasser nimmt die Wärme nicht so schnell auf, wie das Land, und giebt sie nicht so schnell ab; auch erfordert das Wasser eine viel größere Wärmemenge zur Erwärmung. Daher wird es auf der See weder im Sommer so glühend heiß, noch im Winter so furchtbar kalt, wie auf den großen Kontinenten. Auch die Küstenländer und Inseln stehen unter dem Einfluß dieses Seeklimas; die von der See kommenden Winde bringen Feuchtigkeit mit sich, und die Bewölkung hindert die starke Ein- und Ausstrahlung der Wärme, so daß auch hier nässliche Sommer mit milden Wintern das vorherrschende Gepräge des Klimas bilden.

Bei uns nun haben wir ganz regellos bald Seeklima, bald Landklima, bald kühlen, feuchten Sommer und milden Winter, bald heißen trockenen Sommer und kalten Winter. Wobon das Klima jedes Jahres abhängt, ist keineswegs bereits klar und sicher erforscht; denn die besonderen Ursachen sind jedenfalls sehr mannigfaltig. In den letzten Jahren sind verschiedene Arbeiten eines dänischen Forschers erschienen, in welchen die Temperatur des Golfstromes mit derjenigen im nordwestlichen Europa in Zusammenhang gebracht wird. Der Golfstrom ist jene gewaltige Meeresströmung, die ungeheure Mengen heißen Wassers aus dem Karibischen Meer und dem Golf von Mexiko an der Halbinsel Florida vorbei in den Atlantischen Ocean und über diesen nach der Küste Norwegens führt, wo sein warmes die Küste bespülendes Wasser noch in Breiten, in denen in Grönland Alles unter ewigem Eis und Schnee vergraben liegt, eine schöne und reiche Vegetation ermöglicht. Den Einfluß des Golfstroms auf unser Klima hat man in neuester Zeit noch weiter zu erforschen gesucht. Die Temperatur und Ausdehnung dieser Meeresströmung muß nämlich in innigstem Zusammenhange mit der Masse des Treibeises stehen, das alljährlich an den grönländischen Küsten herabkommt. Das Gleichgewicht gegen den Golfstrom bilden im großen Haushalt der Natur die kalten Polarströmungen, in denen ungeheure Eismengen, oft in Form von gewaltigen Bergen, bis nach Island und Neufundland getrieben werden. Diese Eismassen sind nicht immer gleichmäßig vertheilt; bisweilen überwiegen die östlicher gelegenen Massen und erfüllen die Barents-See im Norden der Scandinavischen Halbinsel mit fast undurchdringlichem Eadeis. Alsdann treten naturgemäß die westlicher gelegenen Eismassen an den grönländischen Küsten zurück; 1806 war z. B. ein solches Jahr, wo der Walvischfänger Scorosby im Osten Grönlands die nördliche Breite von 81½ Grad erreichte; ebenso wurde 1816 und 1817 die Grönlands-See fast vollständig eisfrei angetroffen. In anderen Jahren wieder ist die Barents-See bis in sehr hohe Breiten eisfrei; dafür kommen dann ungeheure Eismassen an Grönland herunter. So war z. B. das Jahr 1877 ein sehr böses Jahr in jener Gegend; zwischen dem 24. und 28. Juni blieben zwischen dem 74. und 75. Breitengrad im Osten von Grönland 28 Walvischfänger verschiedener Nationalitäten im Eise festsitzen. Ein Theil kam zwar in den nächsten Monaten wieder frei, 12 Schiffe jedoch trieben an der Küste entlang südwärts und wurden allmählig im Eise zertrümmert. Bei diesen Schiffsbrüchen gingen 320 Menschen zu Grunde, während es 155 gelang, sich auf Böten zu menschlichen Niederlassungen an der Küste zu retten.

Wenn Grönland und die Grönlands-See vom Treibeise sehr besetzt ist, so wird der Golfstrom naturgemäß weiter nach Osten ge-

drängt, und bringt uns dann mildes Wetter. Die Stellen niedrigsten Luftdruckes (barometrische Minima), die stets über dem atlantischen Ocean auftreten, werden dann weiter nach Osten gedrängt, ja sie können selbst südöstliche Richtung einschlagen und über Europa hinwegziehen. Sie bringen uns stets Feuchtigkeit mit, sodas alsdann das Seeklima bei uns überwiegt, also nasser Sommer und milder Winter. Ist dagegen die Grönlands-See eisfrei und überwiegt das Eis in der Barents-See, so wird der Golfstrom naturgemäß nach Grönland zu gedrängt. Die Minima ziehen dann von dem Atlantischen Ocean in nordöstlicher Richtung an Europa vorbei, wo daher Trockenheit herrschen muß. Im Sommer kann alsdann die Sonne große Hitze hervorrufen, während der Winter streng und kalt wird.

Nach dieser Ansicht würde unser Winter also deshalb so milde sein, weil die grönländische Ostküste stark vom Eise befreit ist, und seine ganz außergewöhnliche Milde läßt auf ganz außergewöhnlich schlechte, d. h. für die Schifffahrt schlechte Eisverhältnisse in der Grönlands-See schließen.

Die Aufzeichnungen über die grönländischen Eisverhältnisse sind noch gering und nicht systematisch betrieben. Es lohnte sich wohl der Mühe, sie für viele Jahre möglichst sorgfältig zu erforschen und mit der Witterung in Europa zusammenzustellen. Man würde dann ein Urtheil darüber gewinnen, inwieweit der angeordnete Zusammenhang wirklich besteht. Sollte er sich bewahrheiten, so ergäbe sich als Ursache unseres milden Winters das weiter westliche Strömen des vom Pol kommenden Eises. Warum dieses in einem Jahre eine mehr östliche, in einem anderen eine mehr westliche Trift hat, das bliebe freilich noch eine ungelöste Frage. — Bt.

Kleines Feuilleton.

— Das erste Feuilleton. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatten die französischen Zeitungen meistens Quartformat. Im Jahre 1799 kauften die Gebrüder Vertin das „Journal des Débats et Décrets“ an, das schon seit zehn Jahren ein unbedeutendes Dasein geführt hatte. Sie gaben dem Blatt, das bis dahin in Oktavformat erschienen war, Quartgröße, aber schon nach einigen Tagen kamen sie auf den Gedanken, das Blatt zu verlängern und ihm ein Feuilleton zu geben. Diese Abtheilung unterm Strich war damals nicht, wie es jetzt üblich ist, für Romane bestimmt, sondern für Artikel über Kunst, Literatur, Wissenschaft u. s. w.; sie erhielt den Titel: „Feuilleton du Journal des Débats“, den sie jetzt noch führt. Von der Zeitung wurden zwei Ausgaben veranstaltet: eine Quartausgabe in dem bisherigen Format ohne Feuilleton, und eine Folio-Ausgabe mit Feuilleton. Schon bald erschien aber nur mehr die vollständige Ausgabe, einerseits weil sie mehr verlangt wurde, und andererseits weil der Druck zweier Ausgaben zu unständig war. Das Feuilleton fand einen solchen Anklang beim Publikum, daß die übrigen Zeitungen gezwungen waren, ebenfalls ein solches einzuführen. Da in demselben meistens Artikel zum Abdruck gelangten, die mehr oder weniger von bleibendem Werth waren, versuchten die Zeitungen eine solche Einrichtung zu treffen, daß dieser literarische Theil vom politischen Theil abgetrennt und aufbewahrt werden könnte. Der „Publiciste“ benutzte für das Feuilleton nicht den unteren, sondern den oberen Theil der Zeitung, und er versuchte sogar, es an der Seite anzubringen, so daß es dort abgeschnitten werden mußte. Aber diese Methoden wurden wieder aufgegeben, und das Feuilleton erhielt wieder seine Stelle im unteren Theil der Zeitung. Wenn auch das „Journal des Débats“ die erste Zeitung war, die ein Feuilleton brachte, so war sie doch nicht die erste Zeitung, die im Folio-Format erschien. Diese Größe besaß bereits einige Zeit vorher der „Moniteur universel“, den der Verleger Charles Joseph Pandoche herausgab. Dieser besaß bereits die „Gazette de France“, aber da sein Privilegium ihm nicht gestattete, in derselben die Berichte über die Nationalversammlung zu veröffentlichen, glaubte er „dem Publikum einen Gefallen zu erweisen, indem er eine „gazette“ oder „papier nouvelles“ nach englischer Manier veröffentlichte, und zwar täglich“. Das große Format des Blattes erregte ungeheures Aufsehen; man spottete über dieses „riesige Papier“, dieses „Journal patagon“, von dem man „nur drei Nummern brauchte, um einen großen Wandschirm herzustellen“ u. s. w. Die Spöttereien der kleinen Zeitungen störten den „Moniteur“ nicht im geringsten; das Publikum gewöhnte sich an die Neuering, und als das Feuilleton allgemein üblich wurde, mußten auch die kleinen Zeitungen sich dazu bequemen, das Folio-Format anzunehmen, das vom Anfang des 19. Jahrhunderts an das normale Format der Tageszeitungen wurde. —

Kunst.

gl. Ein neues Bild von Rembrandt, das älteste bisher überhaupt bekannte, ist in einem abgelegenen Landhause in Wales gefunden worden, wo es vielleicht ein oder zwei Jahrhunderte unerkannt ruhte, obwohl es in einer ungewöhnlich deutlichen Weise bezeichnet und datirt ist. Es verdient sogar ein besonderes Interesse, weil es die erste bekannte Unterschrift und das früheste Datum von der Hand des Künstlers trägt. Robinson, der über den Fund in der neuesten Nummer des „Athenaeum“ berichtet, macht auch zugleich darauf aufmerksam, daß das Bild in dem Katalog verzeichnet ist, der bei dem Bankrott des Künstlers und der Versteigerung seiner Kunstgegenstände im Jahre 1666 aufgestellt wurde. Dabei wurden

zwar auch eine große Menge seiner eigenen Bilder und Zeichnungen in das Verzeichniß eingetragen; aber verhältnismäßig wenige von diesen können bis jetzt identifizirt werden. Die Gegenstände sind in dem Verzeichniß Zimmer für Zimmer angegeben. Im Vorraum werden drei Bilder von Rembrandt selbst erwähnt: ein „Stilleben“ und zwei, die „Vanitas“ benannt werden. Eins von den letzteren, über deren Art und Zeit man bisher nichts wußte, ist das gefundene Bild. Es stammt aus den Jugendjahren Rembrandt's und wurde von ihm gemalt, als er noch als Schüler bei Van Swanenburgh oder Lastman war. Das Datum ist vom Jahre 1621; Rembrandt war damals also kaum 15 Jahre alt. Die nächstdatirten Bilder stammen erst aus dem Jahre 1627, eins von diesen, der bekannte, jetzt im Berliner Museum befindliche „Geldwechsler“, wurde gleichfalls von Robinson in ähnlich zufälliger Weise in England entdeckt. Obgleich ein Zeitraum von sechs Jahren zwischen ihnen und dem jetzt aufgefundenen Bilde liegt, so sind sie doch in Stil und Technik einander sehr ähnlich. Man mußte sich darüber wundern, daß in dieser Zeit keine größere Veränderung in der Malweise des Künstlers sich vollzogen haben sollte; aber die Thatfache wird durch den Umstand erklärt, daß die drei in seinem Vorraum aufbewahrten Bilder später noch einmal von ihm retouchirt worden sind, wie ausdrücklich in dem Katalog bemerkt ist. Das neue Bild ist von ziemlicher Größe: 5 x 4 Fuß, auf einem dünnen Eichenbrett gemalt und in vollkommen gut erhaltenem Zustande. Es ist eine Schülerarbeit, eine durchgearbeitete Stillebenstudie, vor allem sind sehr viele in Bleim gebundene Bücher und Papiere aufgehäuft. In der Mitte der Komposition befindet sich ein mit Lorbeer gekrönter Schädel; man sieht ferner eine stählerne Rüstung, auf der eine Sanduhr steht, Gipsabgüsse von antiken Büsten u. s. w. An den Tisch ist ein Stück Papier geheftet, das in kräftigen Schriftzeichen einen Spruch: *Servare modum, sinemque tueri, naturamque sequi* (Maß halten, das Ziel im Auge behalten und der Natur folgen) und darunter die Unterschrift: *Van Ryn f. 1621* trägt. Die Malweise zeigt eine Hinneigung zu der dunklen kräftigen Weise der italienischen Maler zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts und Adam Elsheimer's, eine Malweise, die von seinen Lehrern angenommen war. —

Theater.

— Die „Neue Freie Presse“ schreibt: Seit Jahren tobt unter den Gelehrten die Frage, ob William Shakespeare wirklich gelebt hat oder ob Lord Bacon der Verfasser der klassischen Dramen ist. Das kindliche Gemüth eines ungarischen Theaterdirektors hat die Frage überraschend zur Lösung gebracht. In der Dyhärer Gemeinde Illhe bereitete der Theaterdirektor Joltan Vorostyey ein Sensations-Ereigniß vor, welches durch folgenden Theaterzettel (mit rother Tinte kalligraphisch ausgeführt) gebührend angekündigt wurde:

Illher Ungarisches Theater.
Nach Gottes heiligem Willen im Jahre 1899 nach Chr. Geb.
am 20. Januar wird gegeben:
zum ersten Male
Romeo und Julia
Sensationelle, weltberühmte Tragödie in 5 Aufzügen
mit Gesang, Tanz und bengalischer Beleuchtung

von

Wilhelm Shakespeare.
!! Der Autor wird der Aufführung antwohnen !! —

Erziehung und Unterricht.

c. Eine alte Schulgeographie, die für ihre Zeit, das vorige Jahrhundert, eine hervorragende Leistung gewesen ist, wird in den „Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ eingehend gewürdigt. Die Geographie bildete noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts keinen selbständigen Lehrgegenstand an den Lateinschulen, sondern war nur ein Zweig der Geometrie, während geographische Vorlesungen an einigen Universitäten bis 1801 zurückreichten. Eine neue Epoche für die Geographie an unserer Schule wird im achtzehnten Jahrhundert durch den berühmten Abt von Einsdorf, Anselm Desing eingeleitet, der dem Studium der Geographie und Geschichte in Bayern und Oesterreich neue Bahnen gewiesen. Nicht ohne Einfluß auf diese seine Bedeutung war sicherlich der Umstand gewesen, daß Desing selbst ein Jüdling der Jesuiten war, die der Geographie stets eine geachtete Stellung in ihren Schulen eingeräumt hatten. Er schrieb eine Geographie speziell für die Schule von Kremsmünster. Das Buch erschien 1743 und führt den Titel: „Hinslängliche Geographie vor die Schule auf eine Art vorgetragen und in solche Säxanten gefasset, daß junge Leute damit mehr ergötzt als beladen werden.“ Das Buch umfaßt 432 Seiten und ist in lateinischer Form abgefaßt. Seine Vorrede giebt eine Didaktik des geographischen Unterrichts, wie sie nicht gar häufig in einem Lehrbuche jener Zeit zu finden sein dürfte. Auf das „Ergötzen“ legt er großen Werth. Man soll der „Einnlichkeit mit etwann folgenden haupmitteln zu statten“ kommen: „Mit denen lustigen Erzählungen, obwohl etwa an dieser oder jener sonst nicht viel gelegen wäre; genug, daß sie impression macht.“ und „durch gemahlte Land-Karten“. Das Interesse für den Gegenstand im Schüler zu erwecken, ist ihm oberster Grundsatz. Besonders Gewicht legt er auf die Landkarte. „Man lernet darauf zu begreifen die Lage der orten in der Welt, ihre Nachbarschaft und

was auf diesem folgt. In solchem ende ist vorträglich dreimal die Karte bedächtig anschauen als zehn Bücher lesen.“ Er räumt der Landkarte denselben bedeutenden Platz ein, wie wir es in der neuesten Zeit thun, wo freilich die Technik dieses Lehrmittels eine Vollendung erhalten hat, mit der die Karten jener Zeiten keinen Vergleich aushalten können. —

Gesundheitspflege.

ar. Professor Robert Koch hat die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Expedition nach Italien zur Erforschung der Malaria dem Reichs-Gesundheitsamt mitgetheilt, das den Bericht der „D. Med. Wochenschr.“ zur Verfügung gestellt hat. Diese Forschungen haben im Wesentlichen nur sachmännisches Interesse. Eine Beobachtung ist aber auch für weitere Kreise lehrreich: Die Stadt Rom liegt mitten in einem ausgedehnten Malaria-Gebiet, ist aber selbst frei von Malaria, wenigstens in den inneren Stadttheilen. Sie erscheint wie eine kleine felsensteine Insel in einem weiten Meere. Es wird sich wohl kaum irgendwo anders ein so unmittelbarer Gegensatz zwischen malarieverseuchten und malariefreien Orten auffinden lassen. Der Grund für das Fehlen der Malaria in Rom kann nicht in der Luft liegen, die jederzeit von allen Seiten her aus der Campagna über Rom hinwegstreicht; nicht im Wasser, welches aus den Malaria-Geenden zum Theil in offener Leitung nach Rom geführt wird; nicht in den Echnaaren, Obst, Gemüse, welche ebenfalls aus der Malaria-Umgegend eingeführt werden. Der einzige hier in Betracht kommende Unterschied zwischen Stadt und Umgebung liegt darin, daß das Innere der Stadt vegetationslos und damit gänzlich frei von Mückensorten ist gegenüber der Umgebung, welche von Stedhmücken verschiedener Arten wimmelt. Ueberall, wo die Vegetation in größeren Anlagen, Gärten u. s. w. beginnt, da zeigen sich innerhalb und außerhalb der Mauern von Rom die Stedhmücken, und damit vergesellschaftet die Malaria. Im Winter ist die Zahl der Malaria-kranken in den römischen Hospitälern gering; gegen das Frühjahr hin stellen sich einige Fälle von gewöhnlicher Tertiana ein, dann aber kommt plötzlich im Juni eine Zunahme der Fiebererkrankungen, welche die fünf- bis sechsfache Zahl der vorhergehenden Monate erreichen kann. Die Ursache dieses plötzlichen Anwachsens der Malaria ist noch nicht ermittelt. In zwei geeigneten Fällen wurde mit bestem Erfolg das Weichhulenblau angewandt, welches gegebenen Falls an die Stelle des Chinins treten kann. —

Aus dem Thierleben.

— Briestauben im Dienste von Ärzten. In Schottland giebt es einen Arzt, Harrey, der Tag für Tag im Wagen auf den Dörfern umherfähren muß, wo sich seine Kranken befinden, die oft sehr weit von seinem Wohnorte entfernt sind. Er hat sich deshalb die Unterstüzung einiger Briestauben gesichert, von denen er jeden Tag mehrere mit sich nimmt. In Fällen dringender Noth sendet der Arzt einen dieser geflügelten Voten mit den nöthigen Anordnungen nach seiner Behausung. Sobald eine Briestaube im Taubenschlag angekommen ist, untersucht der Diener des Arztes die Flügel der Taube und nimmt unter ihnen das Rezept hervor, das er sofort zur Apotheke bringt; dann eilt er mit dem Medicament nach dem ihm angegebenen Orte. Der Arzt hat auch die Gewohnheit, bei Personen, deren Zustand sich jeden Augenblick verschlimmern kann, eine oder mehrere seiner Briestauben zurückzulassen, damit er in dringenden Fällen sofort durch eine der letzteren herbeigerufen werden kann. —

Astronomisches.

ie. Zur Beobachtung des Zodiacal- oder Thierkreis-Lichtes beginnt jetzt wieder eine gute Gelegenheit für die nördliche Halbkugel unserer Breiten. Es wird gewiß viele unter unseren Lesern geben, die diese Himmelserscheinung noch nicht gesehen haben, und sie mögen daher den Rath befolgen, sich einmal nach einem klaren Tage gegen Sonnenuntergang ins Freie zu begeben und die Himmelsgegend, in der die Sonne untergeht, genau zu betrachten. Sie werden, nachdem die Sonne gänzlich verschwunden ist, von der Stelle ihres Niederganges aus senkrecht vom Horizont aufsteigend einen mattglänzenden Lichtstreifen bemerken, der etwa nach dem bekannten Sternbilde der Plejaden, dem Siebengestirn, hinweist. Die Erscheinung pflegt bei uns nicht besonders glänzend zu sein, und doch muß man sie mit einer Art von Ehrfurcht betrachten, weil sie schon den größten Denkern der letzten zwei Jahrhunderte viel Kopfzerbrechen gemacht hat, ohne daß sich das Räthsel ihrer Entstehung dem menschlichen Geiste bisher sicher offenbart hätte. Auch ist das Schauspiel nicht immer und überall von geringem Eindruck. Alexander von Humboldt schrieb auf der Fahrt von Lima nach der Westküste von Mexiko folgende Sätze in sein Tagebuch: „Seit 3 oder 4 Nächten sehe ich das Zodiacallicht in einer Pracht, wie es mir noch nie erschienen ist. In diesem Theile der Südsee ist, auch nach dem Glanze der Gestirne und Nebeldecke zu urtheilen, die Durchsichtigkeit der Atmosphäre wundervoll groß. Vom 14. bis 19. März war sehr regelmäßig, 3/4 Stunde nachdem die Sonnenscheibe sich in das Meer getaucht hatte, keine Spur vom Thierkreislichte zu sehen, obgleich es völlig finster war. Eine Stunde nach Sonnenuntergang wurde es auf einmal sichtbar, in großer Pracht zwischen Aebaram (dem hellsten

Sterne im Stier) und den Plejaden, am 18. März 30° 5' Höhe erreichend. Schmale, langgezogene Wolken erscheinen zerstreut in leiblichem Blau, tief am Horizont, wie vor einem gelben Leppich. Die oberen spielen von Zeit zu Zeit in bunten Farben. Man glaubt, es sei ein zweiter Untergang der Sonne. Gegen diese Seite des Himmelsgebölbes hin scheint uns dann die Helligkeit der Nacht zuzunehmen, fast wie im ersten Viertel des Mondes. Gegen 10 Uhr war das Zodiacallicht hier in der Südsee gewöhnlich schon sehr schwach, um Mitternacht sah ich nur eine Spur desselben. Wenn es am stärksten leuchtete, so ward gegen Osten ein Gegenchein von mildem Lichte sichtbar.“ Auf der nördlichen Halbkugel wird der abendliche Streifen des Thierkreislichtes am besten im März sichtbar, weil dann die Elliptik, längs deren das Lichtband zu verlaufen scheint, nach Sonnenuntergang am höchsten über dem Horizonte steht. Außerdem erscheint das Licht auch um die Morgenstunde vor Sonnenanfang, und ist dann im Spätherbst am besten wahrzunehmen. Früher glaubte man, daß das Thierkreislicht von äußersten Theilen der Sonnenatmosphäre herrührte, man hatte bei den Sonnenfinsternissen die sich weit in den Weltraum erstreckende Sonnenkorona kennen gelernt und meinte nun, daß jenes Licht gewissermaßen deren äußerste Ausläufer darstelle. Später ist man aus zwingenden Gründen von dieser Erklärung abgekommen, da nach der Umdrehungsgeschwindigkeit der Sonne die Sonnenatmosphäre nicht einmal bis zur halben Entfernung des Planeten Merkur sich ausdehnen kann. Die heutige Astronomie hält vielmehr an der Annahme fest, daß das Zodiacallicht durch Lichtspiegelungen in einem großen Ringe aus feinsten Materie entstehe, der sich entweder um die Erde oder um die Sonne etwa in der Gegend zwischen Erde und Mars herumlegt. Neuerdings ist in England noch eine neue Hypothese aufgetaucht. Coefferd vermutet nämlich, daß das Thierkreislicht von feinen Stoffen ausgehe, die der Erde in ihrer Bahn gewissermaßen wie der Schweif eines Kometen folgen. Gestützt wird die Ansicht durch den jüngst gelieferten Nachweis, daß gewisse Gase wie der Wasserstoff und das Helium wegen ihrer Leichtigkeit in der Erd-Atmosphäre nicht durch die Schwerkraft zurückgehalten werden können, sondern in den Weltraum entfliehen müssen. Wenn nun diese Gase auf der Erdoberfläche dauernd in gewissen Mengen erzeugt werden, so müssen sich in der Umgebung der Erde Ansammlungen davon bilden, und diese veranlassen, nach der Meinung des englischen Astronomen, das Schauspiel des Thierkreislichtes. Die Britische Astronomische Vereinigung hat eine besondere Abtheilung zur Beobachtung des Thierkreislichtes gebildet, deren Vorsitz Molesworth führt, der Gelehrte, dem zum ersten Male eine Photographie des Zodiacallichtes gelang. —

Humoristisches.

— Nicht los zu werden. Herr: „Machen Sie, daß Sie hinauskommen oder ich rufe den Diener.“
Reisender: „Ach, wenn Sie so freundlich sein wollten! Vielleicht kann der etwas brauchen.“
— Ursache und Wirkung. Die Frau Sekretär hat schon wieder einen neuen Regenmantel.“
„Na, da wird's wieder schöne Thränen gereget haben!“
— Modern. Herr (zum Leihbibliotheksbesitzer: „Ich dachte stets, Ihr Geschäft sei ein gutes und Sie wollen es aufgeben?“
„Ach, hören S' mir auf, wenn heutzutage ein Stunde zwei bis drei Bände gelesen, fängt er schon an, selbst zu schreiben!“
(„Weggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— In Zürich hat jüngst der Verkauf der Memoiren von Casanova Anlaß zur Einleitung eines Strafverfahrens gegen einen Buchhändler „wegen Erregung öffentlichen Aergernisses“ gegeben. Die Polizei hatte sämtliche gefundenen Exemplare beschlagnahmt. Auf das Gutachten eines Juristen hin wurde aber die Strafuntersuchung sistirt.
— Max Halbe hat ein neues Stück „Die Heimath lösen“ dem Lessing-Theater zur Aufführung übergeben. Es ist ein modernes Drama, das auf Berliner Boden spielt. Die Erstaufführung soll schon im Februar stattfinden.
— Die Leitung der „Historisch-Modernen Festspiele“ veranlaßt am Mittwoch, den 8. Februar, Nachmittags 3 Uhr, im Neuen Theater eine Wiederholung der Aufführung der „Vögel“ und des „Weiberstaats“ von Aristophanes zu volkstümlichen Preisen.
— Die Overture zu Siegfried Wagner's „Wärenhäuter“ wird im nächsten Philharmonischen Konzert unter Nilisch's Leitung am 6. Februar zur Aufführung gebracht werden.
— Im Schlitzzimmer des Kunstgewerbe-Museums sind zur Zeit die Neuerwerbungen ausgestellt. Von besonderem Interesse sind einige Sachen aus Chinesischem Porzellan.
— Walter Crane arbeitet gegenwärtig an Illustrationen für eine Prachtausgabe der Bibel, die in vier Sprachen in Amsterdam herausgegeben werden soll.
— Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 5. Februar.